

# Selbst- und Gotteserkenntnis sind eins: Predigt zu Inst. 1.1

## Einleitung:

*All unsere Weisheit, sofern sie wirklich den Namen Weisheit verdient und wahr und zuverlässig ist, umfasst im Grunde zweierlei: die Erkenntnis Gottes und unsere Selbsterkenntnis. Diese beiden aber hängen eng miteinander zusammen, und darum ist es nicht so einfach zu sagen, welche an erster Stelle steht und die andere aus sich heraus bewirkt –*

so lautet der Beginn von Calvins Institutio. Die Frage, ob wahre Erkenntnis bei mir selber oder bei Gott anfängt, entspricht jener, was zuerst war: das Huhn und das Ei? Calvin gibt darauf eine weise Antwort: Er sagt, beide Wege sind möglich, der Weg von der Selbst- zur Gotteserkenntnis und jener von der Gottes- zur Selbsterkenntnis.

In einer zweiteiligen Predigt möchte ich diesen beiden Wegen nachspüren. Elisabeth Rohner wird dazu ausgewählte Worte von Calvin vorlesen. Manche Sätze habe ich leicht bearbeitet, das eine oder andere Adjektiv herausgenommen, um die Texte beim Hören verständlich zu machen (genauer Text siehe [www.calvin-institutio.de](http://www.calvin-institutio.de)).

Die biblische Lesung soll heute nur aus einem einzigen Vers bestehen, der bei Calvin ganz am Anfang steht und gleichsam das Thema setzt: Der Apostel Paulus sagt in seiner berühmten Areopag-Rede in der Apostelgeschichte: „In Gott leben, weben und sind wir.“ (Apg. 17, 28) Dieses Wort erklärt, warum es so schwierig ist, Selbst- und Gotteserkenntnis auseinanderzudividieren: Wir sind gleichsam in Gott hinein verwoben, wir sind, wie Paulus noch hinzufügt, „eines Geschlechts mit ihm“.

## 1. Teil: Selbsterkenntnis führt zu Gotteserkenntnis

Der Unfall ereignete sich vor etwa zwanzig Jahren, während meines Studiums. Ich war im Tram unterwegs Richtung Theologische Fakultät. Plötzlich hörte man schrilles Läuten und quietschende Bremsen. Dann folgte ein Knall. Das Tram war mit einem Personenfahrzeug zusammengestoßen. Der Autofahrer war schwer verletzt, die Tramchauffeurin zitterte und schrie, mich selber warf die Wucht des Aufpralls nach vorn gegen die Führerkabine. In diesem Moment kamen mir schlagartig die Worte aus Psalm 8 in den Sinn: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“

Situationen, in denen man den Tod vor Augen hat, gelten als besonders geeignet für wahre Selbsterkenntnis – nicht nur in der Theologie, auch in der Philosophie, und nicht nur im Christentum, sondern auch in anderen Religionen.

Von Gautama Buddha etwa wird erzählt, er sei aus dem behüteten Leben im Palast seines Vaters ausgebrochen und Wandermönch geworden, nachdem er einen Toten gesehen hatte. Im Angesicht des Todes war er zum Suchenden geworden.

Die Frage: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“, brach in jener Schrecksekunde im Tram in mir auf. In den letzten Wochen habe ich mich immer wieder einmal an sie erinnert, wenn ich an einem offenen Grab stand – nicht so eruptiv, nicht so dramatisch, eher nachdenklich und still: Was ist der Mensch?

Da war die Gynäkologin und Frauenrechtlerin der ersten Stunde, die ein leidenschaftliches, intensives Leben geführt hatte. Da war der unbekannte Mann aus meiner Nachbarschaft, der einsam, bitter und alkoholkrank starb. Da war das Muetli Schwiizer, dessen Leben fast ein Jahrhundert dauerte und dessen grosses Herz in ihren Kindern und Kindeskindern weiter pulsiert.

Doch auch bei ihr sind am Grab nur die spröden Worte geblieben: Asche zu Asche, Staub zu Staub. Wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, dass eines Tages auch von mir nur diese Asche bleibt, die im Wind verweht und in der Erde versinkt, dann ahnt man, dass Calvins Einsicht wahr ist: Auf einer tiefen, existenziellen Ebene bin ich nichts. Meine Gaben, mein Besitz, ja mein Dasein habe ich nicht aus mir selber –

alles ist ein Geschenk, alles ist Gnade.

Diese Einsicht lässt einen, um hier ein veraltetes Wort in Anspruch zu nehmen, demütig werden. Eben dieses Wort, „demütig“, das Calvin oft verwendet, ist kürzlich einem Freund von mir in den Sinn gekommen bei der Geburt seines Kindes. Es gebe nicht viel auf dieser Welt, was einem Demut lehren könne, sagte er – eine Geburt sei so etwas. Oder eben: die Begegnung mit dem Tod, wie ich sie vorher geschildert habe.

Calvin sagt pointiert, wer sich auf sich selbst verlässt – was für ihn das Gegenteil von Demut ist –, der steckt, ohne es zu wissen, im Elend. Das Elend, das Eliland, bedeutet eigentlich: fremdes Land. Wer sich auf sich selbst verlässt, der ist sich paradoxerweise in Wahrheit selber fremd. Er befindet sich fern von zuhause.

Erst da, wo mir bewusst wird, dass mein Dasein ein Geschenk ist, mache ich mich auf die Suche nach dem Ursprung des Geschenks. Mache mich auf die Suche nach dem Ursprung des Lebens. Auf die Suche nach Gott. So führt die Selbsterkenntnis zur Gotteserkenntnis. Calvin sagt:

*Von Natur aus hat jeder Mensch viel mehr Freude daran, sich auf sich selber zu verlassen, und das gelingt ihm auch durchaus - solange er sich selber noch nicht kennt, also mit seinen Fähigkeiten zufrieden ist und nichts von seinem Elend weiss oder wissen will. Wer sich also selbst erkennt, der wird dadurch angeregt, Gott zu suchen, und an der Hand geleitet, ihn zu finden.*

## **2. Teil: Gotteserkenntnis führt zu Selbsterkenntnis**

Soviel zum ersten Weg, der von der Selbsterkenntnis zur Gotteserkenntnis führt. Man könnte prägnant und etwas provokativ sagen, es sei der traditionell lutherische Weg: Der Mensch soll seines Elends, seiner Nichtigkeit, seiner Schuld und Sündhaftigkeit, seiner Verzweiflung überführt werden, und dann, wenn es ganz dunkel um ihn herum geworden ist, dann bricht da hinein das Licht des Evangeliums, der Gnade, der Erlösung.

Ich muss sagen, dass mir mit diesem Weg nie ganz wohl war. Der grosse Dietrich Bonhoeffer hat ihn in einem seiner Gefängnisbriefe beissend scharf kritisiert: Da kommen die Theologen und Psychotherapeuten, sagt er, „und weisen dem sicheren, zufriedenen, glücklichen Menschen nach, dass er in Wirklichkeit unglücklich und verzweifelt sei und das nur nicht wahrhaben wolle, dass er sich in einer Not befinde, von der er gar nichts wisse und aus der nur sie ihn retten könnten...“

Und wen erreicht (diese Methode)? Eine kleine Zahl von Intellektuellen, von Degenerierten, von solchen, die sich selbst für das Wichtigste auf der Welt halten und sich daher gern mit sich selbst beschäftigen... Die einfachen Leute haben weder Zeit noch Lust, sich mit ihrer existenziellen Verzweiflung zu befassen und sein vielleicht bescheidenes Glück unter dem Aspekt der ‚Not‘ und der ‚Nichtigkeit‘ zu betrachten.“ (mit kleinen Änderungen zitiert aus: Widerstand und Ergebung, S. 160)

Soweit Bonhoeffer mit einer erfrischenden Bemerkung. Er stellt sich damit, obwohl selber Lutheraner, in die reformierte Linie, die von Calvin her kommt und vor allem vom Schweizer Theologen Karl Barth ausgeprägt worden ist.

Calvin hat die grossen, selbstbewussten, charismatischen Propheten des Alten Testamentes – Jesaja, Ezechiel – vor Augen, wenn er sagt: Das sind Menschen, die „sicher und stark dastehen“. Solche Menschen verschreckt man nicht, wenn man ihnen sagt, sie werden eines Tages sterben. Der Tod gehört zum menschlichen Leben dazu, das ist doch kein Grund zum Verzweifeln und sich elend zu fühlen.

Auch diese „sicher und stark“ dastehenden Menschen werden aber erschüttert. Doch die Erschütterung geht nicht von ihrer Sterblichkeit oder Sündhaftigkeit aus, sondern von Gott selber. Hören wir, wie Calvin diesen umgekehrten Weg von der Gotteserkenntnis zur Selbsterkenntnis beschreibt:

*Andererseits kann der Mensch nicht dazu kommen, sich selbst wahrhaft zu erkennen, wenn er nicht zuvor Gottes Angesicht geschaut hat und dann von dieser Schau aus dazu übergeht, sich selbst anzusehen.*

*Wir können uns das am Beispiel des Auges verdeutlichen: Wenn wir am lichten Tage die Erde anschauen, dann meinen wir wohl, ein starkes Sehvermögen zu besitzen. Sobald wir aber die Sonne mit offenem Auge direkt anblicken wollen, wird jene Sehkraft, die den Dingen dieser Erde gegenüber ausreichte, völlig geblendet. Wir müssen also bekennen, dass diese Sehkraft, so scharf sie im Irdischen war, gegen die Sonne geradezu Schwachsichtigkeit ist!*

Wer die Sonnenfinsternis vor ein paar Jahren erlebt hat, weiss, wovon Calvin spricht: Wer in die Sonne schaut, wird geblendet. Gegenüber diesem Glanz erscheint jede Lichtflutanlage fahl.

Die Bibel ist voll von Erscheinungen dieses göttlichen Lichtes. Psalm 8, den wir eingangs gesungen haben, erzählt davon: „Wenn ich den Blick zu deinen Sternen wende und zu dem Mond, den Werken deiner Hände – was ist der Mensch, dass du, Gott, sein‘ gedenkst, des Menschen Kind, dass du ihm Liebe schenkst?“

Hier gibt sich Gott in der Natur zu erkennen. Dann wieder offenbart er sich im Tempel. Sein Licht ist so hell, dass selbst die Engel ihre Flügel schützend vor die Augen halten müssen. „Heilig, heilig, heilig“, singen sie, und der Prophet Jesaja, ein Mann, der doch sonst „sicher und stark dasteht“ – er schreit auf: „Weh mir, ich bin verloren – ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen und meine Augen haben den Ewigen gesehen.“

Wenn man diesen Aufschrei hört, beginnt man zu ahnen, was mit den Kategorien von unrein und sündhaft eigentlich gemeint ist. Nichts Moralisches nämlich, sondern das Verglühen des eigenen Daseins im Feuer der göttlichen Epiphanie.

Viel später, viel leiser gibt sich Gott auf dem Friedhof zu erkennen – in Gestalt eines Engels. Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome kommen, um den Leichnam von Jesus zu salben. Da sitzt beim Eingang des Grabs diese Göttergestalt im langen, weissen Gewand. Und auch von den Frauen heisst es, dass sie erschrecken.

Gott erscheint in der Natur, in der Kirche, auf dem Friedhof. Überall kann er erscheinen, nirgends hat er eine feste Wohnstätte. Seine Offenbarung ist an keinen Ort und keine Zeit gebunden. Nicht einmal an Brot und Wein.

Es ist feste reformierte Überzeugung, dass Gott sich dann und dort zu erkennen gibt, wo er will – unberechenbar, unverfügbar, überraschend. Ich wünsche Ihnen und mir selber, dass er uns hier und da erscheint im Neuen Jahr, zuhause, im Büro, im Tram. Oben im Wald, drüben auf dem Friedhof oder jetzt im Abendmahl. Und auch dieser Wunsch sei mir erlaubt auszusprechen: Wenn Gott erscheint, dann möge sein Licht sanft leuchten auf den Gesichtern, über den Feldern. Und uns nicht allzu heftig erschrecken. Amen.

Sonntag, 4. Januar 2009  
Andreas Fischer